Nr. 51.

Tendenz.
Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und tener des Auslandes. Organ für jeden Vaterlandsfreund. Ansichten und Wünsche über heimische Institutionen und vaterländische Interessen mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun. Der Literatur und Unterhaltung ist ein Theil unserer Spalten gewidmet.

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Preis.
Erscheint wöchentlich zwei Mal, am Dienstag und Freitag. Vierteljährlich bei der Expedition 17½ Sgr., bei den Postanstalten im Umfange des preuß. Staates (sowie im deutschen Buchhandel, vierteljährl. 25 Sgr.; außerhalb des preußisch. Staates wird der Preis bei der Post etwas erhöht. Die Einrückungsgebühren betragen per Zeile 1 Sgr. od. 3½ Xr.

Siegen, den 25. Juni 1844.

Die Abonnenten des Deutschen Bürgerblattes wollen es nicht unterlassen, ihre Anbestellungen auf das 3. Quartal des Jahres 1844 — auswärts bei der nächsten Post-Anstalt — zeitig zu erneuern oder solche schleunig zu machen, damit in der Expedition keine Unterbrechung stattfindet. Bei denjenigen Exemplaren, welche zu spät anbestellt werden, ist der Fall möglich, daß die ersten Nummern nicht nachgeliefert werden können. — Der Abonnementspreis beträgt in Siegen bei der Expedition — 17½ Sgr. pr. Quartal, in Wiesbaden bei der Expedition in der Friedrich'schen Buchhandlung oder bei dem Postamte fl. 1. 30 kr. Bei allen Postanstalten des Preuß. Staates — 25 Sgr.

Uebersicht.

Verordnung wegen Anordnung eines Handels-Raths und Errichtung eines Handels-Amts.
Die Parteien in Preußen.
Der Romanismus und seine Tendenzen.
Der Prozeß des von Fabeck'schen Ehepaares.
Zur Literatur und Unterhaltung: Die Straußenjagd. Eine humoristische Fabel von von der Leyen. — Der Weihnachtsabend eines armen Souffleurs. (Schluß.) — Literatur-Bericht: Die letzten Hermesianer.
Bekanntmachungen und Anzeigen. — Literarischer Anzeiger.

Verordnung
wegen Anordnung eines Handels-Raths und Errichtung eines Handels-Amts.

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. ꝛc., haben in landesväterlicher Fürsorge für die Interessen des Handels und der Gewerbe beschlossen, einen Handels-Rath unter Unserem unmittelbaren Vorsitze anzuordnen und ein Handels-Amt, mit welchem das statistische Bureau verbunden werden soll, zu errichten, und verordnen zu dem Ende, was folgt:

§ 1. Im Handels-Rathe sollen unter Unserem Vorsitze die wichtigeren Angelegenheiten des Handels und der Gewerbe, mit Einschluß der Schifffahrt, nachdem solche in den betreffenden Ministerien unter Mitwirkung des Handels-Amtes (§ 3) vollständig vorbereitet worden sind, berathen und zu unserer Entscheidung gebracht werden. Es gehören dahin alle auf jene Angelegenheiten bezügliche allgemeine Maßregeln, namentlich die Entwürfe zu Gesetzen über Handel und Gewerbe, Veränderungen des Zolltarifs, Handels- und Schifffahrts-Verträge mit auswärtigen Staaten, Einrichtungen im Innern zur Belebung des Verkehrs und der Industrie ꝛc. Wegen derjenigen dieser Angelegenheiten, welche noch eine weitere Vorbereitung im Staats-Ministerium oder im legislativen Wege erfordern, werden Wir, bevor Wir über dieselben entscheiden, das Erforderliche besonders anordnen.

§ 2. Der Handels-Rath besteht aus: 1) dem Minister, welcher in Unserem Kabinet den Vortrag in Handels- und Gewerbesachen hat; 2) dem Kabinets-Minister für die auswärtigen Angelegenheiten; 3) dem Finanz-Minister; 4) dem Minister des Innern; 5) dem Justiz-Minister und 6) dem Präsidenten des Handels-Amtes (§ 4). Die Mitwirkung des Justiz-Ministers tritt nur bei legislativen Gegenständen ein. Sollten wir den Vorsitz im Handels-Rathe Selbst zu führen verhindert sein, so leitet der älteste der anwesenden Staats-Minister die Berathung; das Resultat derselben muß Uns in diesem Falle mittelst Vorlegung des Protokolls angezeigt werden.

§ 3. Das Handels-Amt ist bestimmt, zu fortwährender Erhaltung einer vollständigen Uebersicht über den Zustand und den Gang des Handels und der Gewerbe die nöthigen Nachrichten zu sammeln, und mittelst derselben die nach § 1 vor den Handels-Rath gehörenden Angelegenheiten vorzubereiten. Demselben steht aber eine Theilnahme an der Verwaltung des Handels- und Gewerbewesens nicht zu; diese verbleibt den dafür gegenwärtig angeordneten Behörden, und wird in den hierauf bezüglichen Geschäftsverhältnissen der Handels-Kammern und kaufmännischen Korporationen zu dem Finanz-Ministerium und dessen Abtheilung für Handel und Gewerbe ꝛc. Nichts geändert.

§ 4. Dem Handels-Amte steht ein Präsident vor, welchem das zu seiner Hülfe erforderliche Personal beigegeben wird. Derselbe leitet die sämmtlichen Geschäfte des Handels-Amts selbständig und unter eigener Verantwortlichkeit. Im Handels-Rathe steht ihm, gleich jedem andern Mitgliede, eine Stimme zu, und er kann daher auch verlangen, daß seine von der Mehrheit abweichende Ansicht, wenn Wir der Berathung nicht Selbst beiwohnen, zu Unserer Entscheidung besonders vorgetragen werde.

§ 5. Der Präsident des Handels-Amts hat sich in einer stets lebendigen Kenntniß von den Verhältnissen des Handels und der Gewerbe, dessen Bedürfnisse und der zu ihrer Abhülfe geeigneten Mittel, so wie in einem steten Wechselverkehr hierüber mit den betreffenden Ministerien, zu erhalten. — Letztere, wie Erstere, haben die Befugniß, in Beziehung auf dergleichen in ihrem Geschäftskreise sich kundgebende Bedürfnisse gutachtliche Vorschläge im Handels-Rathe zur Sprache zu bringen.

§ 6. Der Präsident des Handels-Amtes beruft, wo es zur Erörterung wichtiger Fragen nöthig erscheint, im Einverständnisse mit den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen, sachkundige Männer, nach Befinden aus allen oder aus einzelnen Provinzen der Monarchie, zu gemeinsamer Berathung, führt hierbei den Vorsitz und schließt die Versammlung, sobald er sich über den Gegenstand hinreichend unterrichtet findet; förmliche Abstimmungen und Beschlüsse finden bei dieser blos informatorischen Berathung nicht Statt.

§ 7. Die Handels-Kammern und Vorstände der kaufmännischen Korporationen haben aus den verschiedenen Zweigen des Handels und der Gewerbe, und ohne Beschränkung auf eine gewisse Zahl, Männer, zu deren Einsichten, Sachkenntniß und Charakter sie besonders Vertrauen haben, dem Präsidenten des Handels-Amts namhaft zu machen. Dieser hat sogleich, nachdem das Handels-Amt in Wirksamkeit getreten ist, jene Behörden und Vorstände aufzufordern, ihm Verzeichnisse hierüber einzureichen, wegen deren periodischer Ergänzung oder Erneuerung besondere Anordnung ergehen wird. Der Präsident des Handels-Amtes hat aus diesen Verzeichnissen für jeden einzelnen Fall der im § 6 erwähnten Berathungen die geeigneten Personen auszuwählen; doch bleibt ihm vorbehalten, auch andere sachkundige Männer des Inlandes zu den Berathungen zuzuziehen. Sollten Fälle eintreten, wobei es auf Detail-Kenntnisse eines zur Berathung vorliegenden speziellen Gegenstandes ankommt, die sich bei den von den Handels-Kammern und Vorständen der kaufmännischen Korporationen namhaft gemachten Männern nicht voraussetzen ließen, so hat der Präsident des Handels-Amtes die genannten Behörden aufzufordern, für diesen Fall sachkundige Männer besonders zu bezeichnen.

§ 8. Alle Behörden des Inlandes, insbesondere die Handelskammern und die Vorstände der kaufmännischen Korporationen, ingleichen die im Auslande befindlichen Konsulate, sind verpflichtet, dem Präsidenten des Handelsamts auf Erfordern Auskunft zu geben. Von allen Vorgängen, welche für den Handel und die Gewerbe von erheblichem Interesse sind, von den in den Ministerien periodisch angefertigten, auf den kommerziellen und gewerblichen Verkehr Bezug habenden statistischen Uebersichten, Nachweisungen und Zusammenstellungen, ingleichen von den Verwaltungsberichten der Provinzialbehörden über Handel und Gewerbe ist dem Präsidenten des Handels-Amts durch die Ministerien von Amts wegen Mittheilung zu machen; derselbe hat dagegen auch sämmtlichen Ministerien auf Erfordern über Handels- und Gewerbsgegenstände Auskunft zu ertheilen.

§ 9. Bei den Berathungen des Staatsministeriums über die demselben nach § 1 überwiesenen Angelegenheiten ist der Präsident des Handels-Amts jederzeit zuzuziehen und mit seiner gutachtlichen Ansicht zu hören, welche in den an uns zu erstattenden Berichten besonders zu erwähnen ist.

§ 10. Das statistische Büreau wird mit dem Handels-Amte verbunden und als eine besondere Abtheilung desselben, unter der oberen Leitung des Präsidenten des Handels-Amts, von einem eigenen Direktor verwaltet. Die Bestimmung des statistischen Bureau's bleibt übrigens unverändert, und soll dasselbe den allgemeinen statistischen Zwecken auch ferner in der bisherigen Ausdehnung dienen. Der Präsident hat aber dahin zu wirken, daß die bei diesem Bureau gesammelten Materialien für die Kenntniß der Handels- und Gewerbsverhältnisse nutzbarer werden.

§. 11. Das Handelsamt wird mit dem 1. September d. J. in Wirksamkeit treten.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 7. Juni 1844.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

Mühler. v. Thile. Frh. v. Bülow. v. Bodelschwingh. Gr. v. Arnim. Flottwell.

△ Die Parteien in Preußen.

Siegen, den 24. Juni.

Wer mit unbefangenem Blicke in das politische Leben in Preußen hineinblickt, kann die verschiedenen Parteien nicht verkennen. Die Einen halten fest an dem, was Preußen vor und im Befreiungskriege war, zu jener Zeit, als das nationale Element geweckt, das Bürgerthum in seiner Würde öffentlich anerkannt war, als Volk und Fürst Eins waren und jenes sich für seinen Herrscher erhob, weil es sich damit für seinen eigenen Herd, für seine von Gott ihm verliehenen Rechte erhob. In ihrer Erinnerung schwebt auch noch die glorreiche Zeit, da Preußen, noch des Enthusiasmus voll, den der heilige Krieg, der Krieg um die Heiligthümer des Vaterlandes angefacht, in Wien sich nachdrücklich

für die Theilnahme des Volkes an dem Staate aussprach, und die schönen Träume sind neu in ihrer Seele aufgestiegen, als Preußen mit den konstitutionellen Staaten zum Zollverband zusammentrat und damit die Hoffnung weckte, daß die Einheit materieller Interessen auch noch höhere Einheiten herbeiführen werde. Die Andern aber halten an der Geschichte Preußens vor der französischen Umwälzung fest und meinen, daß der Geist der damaligen Zeit, bald nach dem Kongresse von Wien, zurückgekehrt, daß der Beitritt zum Zollbunde keine Aenderung herbeigeführt, die Stellung zum deutschen Bunde dieselbe geblieben sei. Beide Parteien bestehen neben einander und sind ein Zeugniß, daß Preußen keinen entschiedenen Platz eingenommen hat. Die streng monarchische Richtung ist ihm schon durch den großen Kurfürsten gegeben, er und seine Nachfolger beschränkten die Rechte der Provinzialstände und wiesen ihre Anforderungen streng und gebieterisch zurück. Es lag in der Zeit, daß man nur dann das Wohl des Landes gut vertreten glaubte, wenn Alles in Einer Hand war; der Staat die Person des Regenten, — dieser Grundsatz Ludwig XIV. galt faktisch auch in Preußen: War Preußen auch durch dies Prinzip stark geworden, so ließ es sich doch auf die Dauer nicht halten; die Kanonendonner von Jena brachten es zum Wanken, an das Volk erließ der König seinen Aufruf, und man suchte das Volk für seine Theilnahme durch provinzialständische Verfassungen zu entschädigen. Die Pietät überwog, man redete nicht von mehr. Da aber mit dem Wechsel der Regierung durchströmte jugendliches Feuer die Nation, der König weckte selbst das Andenken der glorreichen Vergangenheit, Arndt bestieg wieder das Katheder, die politischen Verurtheilten wurden begnadigt. Die Nation drängte sich wieder hervor, von der man bisher über Spanien und Griechenland, England und Frankreich so wenig gehört hatte. Es kam der Huldigungstag von Königsberg; der König fragte selbst die Stände nach ihren Wünschen. Man sagte, man wünsche Generalstände, die nicht, wie die Provinzialstände, unter den obersten Beamten ständen. Man wollte seine provinziellen Rechte aufgeben, um der Herrschaft der Büraukratie Wiederstand leisten zu können. Die sich so aussprachen, waren die ersten Männer der Provinz. Das Gesuch wurde abgelehnt. Da entwickelte man seine Ansichten näher in der Presse. Auch die Stadt Breslau erließ eine Adresse mit gleichen Wünschen, sie wurden aber ungnädig aufgenommen und als Erzeugniß einer unverständigen Minorität dargestellt. Der große Staatsmann, Oberpräsident von Schön, erließ selbst eine kleine Broschüre, die vom Geiste der Königsberger „Minorität" durchweht ist; er fand die Ursache der Bewegung in der Unlust, sich von einigen Beamten bevormunden zu lassen, in der That wolle man nichts Neues, sondern das Alte nur neu beleben. Die Generalstände, setzte er auseinander, würden freilich der Beamtenwelt nicht gefallen können, sie würden sowohl viele derselben überflüssig machen, als auch das Volk an größere Selbständigkeit gewöhnen. Auch die Militärbeamten würden in das wichtige Verhältniß zum Volke gebracht und also auf der einen Seite lächerlicher Hochmuth, auf der andern widerwärtige Kriecherei verschwinden. Aber dennoch seien die Generalstände dem Ansehen der königl. Regierung nicht hinderlich, vielmehr wirklich förderlich, denn sie, hervorgegangen aus dem Volke und mit dessen Bedürfnissen bekannt, könnten auch über die Tüchtigkeit der Beamten das tüchtigste Urtheil fällen, sie seien also die erwünschtesten Rathgeber.

Die Mitglieder des Königsberger Landtags, welche den Antrag auf eine allgemeine Landesvertretung gemacht, dachten dabei an eine Konstitution. Sie nannten eine solche Repräsentation des Volkes ein Recht, da sie durch die Verfügung vom 22. Mai 1815 verheißen sei. Sie waren aber im Unrechte, von einem Rechte zu reden, denn die Verfügung sagt im 3. Paragraphen nur dies mit deutschen Worten, daß aus den Provinzialständen die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt werden und in Berlin ihren Sitz haben sollte. Auch wird ihnen nach § 4 nur eine Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte mit Einschluß der Besteuerung betreffen, gestattet, eine gesetzgebende Stimme aber nicht, wie die Königsberger wollten. Mit der Berufung der Ausschüsse aus den Provinzialständen, ist also genau genommen die Verheißung der Verordnung vom 22. Mai 1815 erfüllt. Ist damit genug geschehen? Das wäre eine zweite Frage, die sich wohl dahin beantworten ließe, daß die Ausschüsse immer nur Provinzialstände bleiben. Die Verordnung mußte man bei Seite liegen lassen, auf sie als ein Recht gar sich zu berufen war verkehrt, da in absolut monarchischen Staaten nur der Wille des Herrschers Gesetz sein darf. Der Antrag mußte sich in Form einer Petition halten und konnte nur die Erinnerung an die Sympathien in Anspruch nehmen, welche eine konstitutionelle Verfassung in den Gemüthern hervorrufen würde. Da aber das Andenken an die glorreiche Zeit der Befreiungskriege durch die Maßregeln der Regierung geweckt war, mußte man, darauf eingehend, auf die Stimmung hinweisen, die damals in dem Volke lebendig gewesen war.

Was aber geschehen ist, läßt sich nicht ändern, und es fragt sich nur, ob die in Königsberg und Breslau ausgesprochenen Ansichten nicht wirklich Ansichten einer Minderzahl waren, dies war nicht der Fall; es kamen von großen Gemeinden Petitionen an die Provinzialstände, um Erweiterung der ständischen Verfassung der Reichsstände zu bitten. Aber die Gegenpartei war auch nicht müßig. Die schlesischen Standesherren erhoben sich gegen die Adresse der Stadt Breslau, der preußische Landtag gab sein Prinzip auf und erklärte seine Wünsche sechs Monate nach dem Huldigungstage, durch die Einrichtung der Ausschüsse erfüllt. Auch sonst war diese Partei thätig genug. Als die Frage über das Strafrecht debattirt wurde und es sich um Oeffentlichkeit und Mündlichkeit handelte, sprach sich hiegegen der sächsische Landtag aus. Man meinte, die Oeffentlichkeit sei nachtheilig für die Sittlichkeit, unschuldig Angeklagte würden dadurch gebrandmarkt, ohne zu bedenken, daß das Volk, wenn es den Hergang der Sachen nicht kennt, an die Unschuld nicht glaubt und nicht glauben kann. Auch die Petitionen wegen besserer Vertretung der Stadt- und Landgemeinden, des Handels gingen nicht durch, ein Zeichen, wie stark die Ritterschaft war, der brandenburgische Landtag wollte auch von der Oeffentlichkeit der Versammlungen der Stadtverordneten nichts wissen. Der posensche Landtag, welcher eine reichsständische Verfassung beantragte, wurde ungnädig beschieden. Seit die Zensurordnung vom 24. Debr. 1841 eine freiere Bewegung der Presse erlaubt hatte, wurden alle Meinungen offen. Die antikonstitutionelle Partei verdächtigte die entgegenstehenden Bestrebungen damit, daß sie durch ein Mißtrauen gegen die Regierung genährt werde, der ostpreußische Territorialadel verdammte alle Uebergriffe der Stände. In dem Streite bildete sich eine neue Partei, die des Vertrauens, die überzeugt war, daß der Regent der öffentlichen Meinung nachgeben, immer nur die Wünsche des Volkes erfüllen werde, die auf diese nothwendige Einheit zwischen Fürsten und Volk immer wieder hinwies. Andere auch, allen politischen Verhandlungen abhold, sind der Ueberzeugung, daß durch jede Verfassungsveränderung Preußens Ansehen nach außen leiden müsse. Diese verschiedenen Ansichten, wenn sie auch weniger laut im Augenblicke sich aussprechen, bestehen der That nach noch fortwährend; sie sind alle aus geschichtlichen Bedingungen hervorgegangen.

---

† Der Romanismus und seine Tendenzen.

Erster Brief.

Sie haben ganz Recht, verehrter Freund, wenn Sie meinen, daß das Kölner Ereigniß vom Jahre 1837 noch nicht überwunden sei. Wohin man auch seine Augen und seine Ohren im lieben Vaterlande wendet, man sieht und vernimmt noch von den Folgen dieses denkwürdigen Faktums. Was ist es denn anders, als eine Folge desselben, die ganze Hermesische Angelegenheit, die wir bei Leibe noch nicht für beendigt halten wollen? Spukt nicht in ihr so recht nach Herzenslust der Romanismus herum, diese alleinige Triebfeder der Wirren? Ueberwunden ist also das Ereigniß noch nicht, vielmehr wollen wir sagen, es wird erst recht lebendig, es nimmt wieder, da die Kriegshändel über den freien Rhein vorläufig ad acta gelegt sind, Alt und Jung an diesen theologischen Händeln Antheil. Sollen wir es verdammen? Es liegt doch einmal in der Zeit, und kein vernünftiger Mensch will seine Zeit verdammen. Ich hätte mich vor ein paar Wochen daher gern an den Kassandreischen Exklamationen des Notars Deycks in den Beiblättern der Kölnischen Zeitungen gaudirt, wenn nicht meine Schadenfreude durch das Gefühl, daß der Mann insgeheim jesuitische Meinungen hege, in Verdruß umgestimmt wäre. Aber der Arme! Ein wie kläglicher Thersitas steht er jetzt da, seit Herr Peter Paul Frank ihm den erborgten patriotischen Bettel ausgezogen hat!

Mit Muth und Kraft muß man diesem falschen Patriotismus entgegentreten, der Indifferentismus gegen Alles, was nicht überall das Politische unmittelbar berührt, für ein nothwendiges Zeichen ächter Vaterlandsliebe hält, der die Augen zudrücken heißt, wenn die Jesuiten auf's Neue sich rühren und Haß und Hader erregen, damit die alten Parteien nicht wieder erweckt würden. O, diese unselige Verblendung, welche aller Logik bar die Zusammenhänge zwischen Jesuitismus und Knechtschaft nicht erkennt, welche durch die Geschichte von Jahrhunderten sich nicht belehren läßt. Wahrlich, ein Hutten thäte uns Noth, der mit Wort und That dazwischenführe in diese Halbheit und hinwiese, wie allein die Einheit des Vaterlandes errungen werden kann. Nein, das Kölner Ereigniß ist noch lange nicht überwunden, genug unselige Früchte hat es schon getragen, und es wird noch so lange nicht überwunden sein, bis sein innerster Grund aufgedeckt ist.

Dieser aber ist nach meiner Meinung der Romanismus oder Ultramontanismus, nicht der Katholizismus, den ich genau von ihm scheide, und ich glaube daher nicht blos in jenes Ereigniß, sondern in viele Verhältnisse des Tages Manchem eine genauere Einsicht zu verschaffen, wenn ich den Romanismus und seine Tendenzen mit dem Messer, welches mir der Lehrbegriff meiner evangelischen Kirche darbietet, zerlege. Ich habe dabei vielleicht einen doppelten Gewinn, einmal den, daß ich mit meiner Kirche manchen Katholiken bekannt mache und ihm die Ueberzeugung verschaffe, daß sie nicht die Anfeindung verdient, welche sie von vielen seiner Glaubensgenossen noch jetzt erfährt, daß ich somit Friedfertigkeit unter den Konfessionen befördere; sodann den, daß ich, meine Glaubensverwandten mit dem weiten Unterschiede bekannt machend, welcher zwischen Katholizismus und Romanismus besteht, auch sie lehre, nicht jenem aufzubürden, was nur diesem zur Last fällt. Also wird unter der Voraussetzung, daß der deutsche Katholizismus sich mehr und mehr von den Banden der Ultramontanen frei mache, die Annäherung, wenn auch nicht in der Lehre, doch im Leben unter den beiden Konfessionen eine innigere werden.

Indem ich mich nun aber an mein Werk begebe, erhalte ich in zweiter Auflage die Schrift des Herrn Pastor Dr. Sander, welche so eben in Essen bei Badecker erschienen ist, zugesandt, die Schrift über

den Romanismus, seine Tendenzen und seine Methodik, und da dieselbe sich streng an den Lehrbegriff der evangelischen Kirche hält, scheint es mir angemessen, sie in der Art zu Grunde zu legen, daß ich hier und da an ihren wesentlichen Inhalt einige Bemerkungen anknüpfe. Es wird sonach diese Reihe von Briefen zugleich eine deutliche Auseinandersetzung der Trefflichkeit des Inhaltes obigen Buches sein und die Leser d. Bl. anreizen sich genauer mit demselben bekannt zu machen.

Der Romanismus und Katholizismus sind von vornherein zu scheiden. Die katholische Kirche Deutschlands hat mit uns Evangelischen Frieden geschlossen in Augsburg und Münster, der Papst hat gegen den westphälischen Frieden protestirt und bis auf die neuesten Zeiten jährlich feierlich uns insgesammt in denn Bann gethan, der Romanismus ist die Herrschaft des Einen Bischofs in Rom über alle Bischöfe und den ganzen Klerus, des Klerus über die Laien, er hat Kaiser und Könige ab- und eingesetzt, Unterthanen ihres Eides entbunden und kennt keine Rechte anderer Kirchen neben sich, sondern will nur Unterwerfung, — mit ihm kann also unmöglich der Protestantismus Frieden haben. Der Papst ist den Ultramontanen der Hoheprieſter, durch dessen Vermittlung aller Segen ausgeht. Er ist der König und Gebieter und Gesetzgeber der Kirche, der Dolmetscher des göttlichen Wortes, er ist der Prophet. So sagt es sonnenklar der sogenannte gregorische Dictatus.

Man hatte geglaubt, die französische Staatsumwälzung habe der Herrschaft des Papstes ein Ende gemacht, aber das wankende Gebäude bekam neue Stützen; die alten, scheinbar aus der Schrift entlehnten Ideen gewannen wieder Anklang in den Gemüthern. Der Grund lag darin, daß die Aufklärung der Encyclopädisten das Herz nicht befriedigen konnte, da der Mensch von rein Negativem nicht leben kann. Des göttlichen Wortes selbst beraubt, huldigte der Mensch wiederum dem, was sich an dessen Stelle setzte und Inhalt der göttlichen Botschaft zu sein vorgab. Schon während des Wiener Kongresses machten sich diese Restaurationsversuche der römischen Kurie bemerklich u. das katholische Deutschland, welches kurz zuvor die Selbständigkeit der deutschen Bischöfe so kräftig vertheidigt hatte, ließ sich auf's Neue von den Nuntien überwinden. Pius VII. stellte kraft seiner apostolischen Vollmacht den Jesuitenorden, den Clemens XIV. kraft seiner apostolischen Vollmacht aufgehoben hatte, wieder her, und sagte damit, daß er die alten Eroberungsplane dieser Gesellschaft billige, zu deren Gelübden bekanntlich die Unterwerfung der protestantischen Welt gehört. Pius VII., welcher durch Protestanten namentlich wieder auf den Thron gesetzt war, stellte einen Orden her, welcher sich bisher als unversöhnlichen Gegner jeder protestantischen Macht gezeigt hatte. Die Romantiker jener Tage schwärmten in den Träumereien vom goldenen Mittelalter; Gregor VII., Innocenz III. erschienen als hehre Ideale!

Pius VII. that noch mehr, er verurtheilte 1816 in einem Breve an den Erzbischof von Gnesen das Werk der Bibelgesellschaften! Doch wozu noch mehr? Wie konnte dies Alles bei Pius VII. in Staunen setzen, der doch schon 1805 in seiner Instruktion an den Nuntius zu Wien erklärt hatte, daß die Unterthanen eines ketzerischen Fürsten von jeder Huldigung, Treue und Gehorsam gegen denselben losgesprochen bleiben! Die Wartburgsszenen kamen höchst gelegen. Die Fürsten wurden besorgt und glaubten den Deklamationen, daß nur im Katholizismus die konservativen Prinzipien zu finden seien; Konkordate auf Konkordate befestigten die Macht Roms. Am meisten suchte man in Frankreich wieder zu erobern. Zum Unglücke aber machte man es zu arg, und die ultramontane Ueberspannung rief den Gegensatz hervor, die Julirevolution erfolgte. Zu früh jedoch wurde dieselbe von den Protestanten als Erretterin von dieser neu sich erhebenden Hierarchie begrüßt. Es ist bekannt, wie in Belgien in Folge der Revolution die römische Hierarchie die Alles überragende Macht geworden! Am Auffallendsten aber bleibt das Kölner Ereigniß. Hier und da lassen sich freilich wohl Friedensvorschläge hören, aber Freund, es sind Worte, Worte, im Wesentlichen ist derselbe Geist der Intoleranz herrschend; der Romanismus erkennt die evangelische Kirche nicht an, er verweigert unserer Gemeinschaft sogar den Namen der Kirche. Die konsequente Durchführung unseres Systems ist nach Görres im Religiösen der indische Pantheismus, im Politischen die Revolution. Und wenn dem so ist, obgleich es allerdings sonderbar bleibt, daß gerade in den römisch-katholischen Ländern, in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien dies protestantische Prinzip seine Wirkungen äußert, geziemt es sich nicht für uns, der in Folge des protestantischen Prinzips in schweren Kämpfen liegenden romanisch-katholischen Welt alsobald den Frieden zurückzugeben durch Aufgeben unseres Prinzips und unserer Existenz dazu? Doch, bevor wir solchen Unsinn begehen, wollen wir erst den Romanismus, der die ganze katholische Welt in unwürdige Fesseln schlagen will und unsere Existenz nicht mag, etwas genauer kennen lernen.

So viel für heute. Ihr

Heinrich Martigny.

☆ Der Prozeß des von Fabeck'schen Ehepaares.

Eine neue Art von „cause celebre".

Ein Freund, der den Schreiber dieser Zeilen als den Verfasser der verschiedenen Artikel des Deutschen Bürgerblattes kennt, in welchen der Prozeß Weidig und der Prozeß Jordan erörtert wurden, fragte denselben neulich: „Warum bespricht denn das Deutsche Bürgerblatt nicht auch einen anderen Prozeß, der ebenfalls zur öffentlichen Diskussion gekommen und der in fast noch höherem Grade, als die beiden besprochenen, unsere Theilnahme in Anspruch nehmen muß, da wir durch ihn einen Mitbürger in seinen theuersten Interessen und persönlichen Rechten verletzt und die Mißstände unserer Rechtspflege auf das Augenscheinlichste dargelegt sehen?"

Ich mußte gestehen, daß ich nicht wußte, wovon er sprach, und da er mir zu rathen aufgab, welchen Rechtsfall er meine, rieth ich denn auch und erwiederte: „Meinen Sie vielleicht den Prozeß Murhard? Allerdings ist das ein Fall, der unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Aber bis jetzt steht uns ja der Inhalt der Akten noch nicht zu Gebote, und aus den Fingern saugen läßt sich nun einmal die Besprechung eines Prozesses nicht. Wollen wir aber hoffen, daß der Herr Hofrath Murhard sich nicht bei einem bloßen Beruhenlassen der Untersuchung beruhigt, sondern auf ein Erkenntniß dringt, das zu fordern er berechtigt ist, und das dann gemäß der Bestimmung der Kurhessischen Verfassungsurkunde veröffentlicht werden wird. Dann sollen Sie gewiß nicht vergeblich auf eine Besprechung warten."

„„Sie haben falsch gerathen, rathen Sie weiter.""

Ich rieth noch ein paar Mal und bat endlich meinen Freund, das Räthsel selbst zu lösen.

„„Nun,"" hieß es, „„haben Sie denn nicht die viel bekannte, äußerst merkwürdige Schrift des Herrn Friedrich von Fabeck: ‚Ausgeübter Kinderraub gegen einen Preußischen Unterthan unter'm Schutze der Gerichte der freien Stadt Frankfurt', gelesen? Ist es ihnen unbekannt, wie man unter dem Schirm des langwierigen geheimen und schriftlichen Verfahrens einen Mann in seinen unschätzbarsten Rechten eines Vaters und Familienhauptes auf das Schwerste verletzt hat, wie es ihm nun England gegenüber unmöglich ist, seine Interessen, für die einem jeden wahrhaften preußischen und deutschen Patrioten das Herz schlagen muß, mit der gehörigen Kraft und Ausdauer zu verfolgen, wie bereits menschenfreundliche Gemüther, edele, nationale Mäuner sich vereinigt haben, um — —

Ich unterbrach hier meinen Freund, indem ich ihm gestand, das v. Fabeck'sche Buch gelesen, aber keineswegs dasselbe, wie er, darin gefunden zu haben. Ich erklärte ihm, warum ich diesen „ausgeübten Kinderraub", diese Kriegserklärung eines „Preußischen Unterthan" gegen „die Gerichte der freien Stadt Frankfurt" keineswegs für eine Sache der Oeffentlichkeit, noch viel weniger aber gar für das, wozu man sie in argem Unverstand habe machen wollen, für eine Nationalangelegenheit halten könne. Und was ich ihm damals gesagt habe, das will ich nun unseren geehrten Lesern wiederholen, einmal weil vielleicht, bei der ausgedehnten Besprechung, die seitdem die Fabeck'sche Sache erlitten, manche derselben die nämliche Anfrage, die mein Freund an mich gethan, im Stillen an das Bürgerblatt gestellt hat, und dann weil die Art, in welcher dieser Prozeß vor das Publikum gebracht wurde, Stoff zu mancherlei Betrachtungen und Bedenken darbietet.

Sehen wir uns einmal den Inhalt der Schrift: „Ausgeübter Kinderraub" an:

Ein Herr von Fabeck und seine Frau, die von Geburt Merveilleux du Plantis heißt und die eine „angebliche Engländerin, aber geborne Französin" ist, haben miteinander ein Erziehungsinstitut für junge Damen in Frankfurt am Main, — etwas sehr Gewöhnliches. Der Mann hat sich schon früher mit den Schwiegereltern seiner Frau überworfen, nach und nach entstehen auch zwischen ihm und seiner Frau Mißhelligkeiten, die immer mehr wachsen, so daß am Ende die Frau sich scheiden lassen will, — auch etwas sehr Gewöhnliches. Die Frau findet hierzu einen Advokaten und gibt bei dem Frankfurter Stadtgerichte eine Klage auf separatio a thoro et mensa propter saevitias d. h. auf Ehetrennung von Tisch und Bett, wegen gröblicher Injurien und körperlicher Mißhandlung Seitens ihres Mannes ein, — ebenfalls etwas Gewöhnliches. Die Frau hatte hierneben auch noch das Petitum gestellt, daß, da ihr Mann auch ihre gemeinsamen Kinder gröblichst mißhandele, es ihr vergönnt sein möge, dieselben bei ihrer Trennung, statt sie bei dem Vater zu lassen, mit sich zu nehmen; sie macht es durch Zeugenaussagen wahrscheinlich, daß ihr Mann sie injuriirt, und beweist, daß er sein väterliches Züchtigungsrecht über die Kinder in einer jetwas sehr qualifizirten und ausgedehnten Weise exerzirt habe, — namentlich kommen starke Ruthenstreiche und „Schläge mit einem Lineal in die Hand" vor —; das Frankfurter Stadtgericht spricht hierauf in einer provisorischen Verfügung eine einstweilige Trennung der Frau und Kinder von dem Manne aus und verweist die Klage auf Trennung von Tisch und Bett an das zuständige Ehegericht. Wenn alle Angaben des Herrn von Fabeck richtig sind, dann ist allerdings die von dem Stadtgerichte ausgesprochene provisorische Trennung eine nicht hinlänglich motivirte und juristisch nicht wohl zu rechtfertigende, sie ist das Produkt eines weichherzigen Billigkeitsgefühles, das in der Rechtspflege nur Unheil stiftet, und statt der Entscheidungen ex aequo et bono, die es beabsichtigt, meistens welche ex equo et bove herbeizuführen pflegt, — aber auch das ist etwas sehr Gewöhnliches. Herr von Fabeck ergreift nun den Rekurs an das Appellationsgericht in Frankfurt und wird abschläglich bedeutet. Er ergreift die weitere Berufung an das Oberappellationsgericht in Lübeck, und dieses entscheidet denn, dem guten Rufe, den es in der juristischen Welt genießt, entsprechend, dahin, daß es die provisorische Verfügung des Frankfurter Stadtgerichtes aufhebt und die Entscheidung des Trennungsprozesses an das kompetente Ehegericht zurückverweist, und somit müßte Hr. v. F. vollkommen befriedigt sein.

Aber dieser Prozeß hat zwei Jahre gedauert, — bei einem Prozeß, der durch drei Instanzen geführt wird, etwas sehr Gewöhnliches, oder vielmehr beinahe etwas Ungewöhnliches; denn die meisten dauern länger. Während dieser beiden Jahre aber hat sich die Frau von Fabeck, née Merveilleux du Plantis, die Freiheit genommen, sich mit ihren Kindern nach England zu entfernen, und der Herr von Fabeck hat nun das Nachsehen, — aber auch solche Fälle gehören unter die gewöhnlichen; denn ein Jugendlehrer, wie Herr von Fabeck, wird doch mit den Zeitläuften und Historien nicht so unbekannt sein, daß er seine Frau für die erste hält, die ihrem Manne entlaufen ist.

Aus allen diesen äußerst ordinären Thatsachen hat nun Herr von Fabeck in seinem „ausgeübten Kinderraub" ein Schauergemälde, ein wahres Melodram von Rechtsverletzungen, Tyrannei und Schändlichkeiten aller Art zu komponiren gewußt, das uns fast auf einen Augenblick Sand in die Augen zu streuen vermag, bei näherer Betrachtung aber, wie wir oben darzustellen versucht haben, sich als eine künstliche Mischung und verwirrende Durcheinanderwerfung höchst alltäglicher Geschichten erweist. Der Mann ruft Götter und Menschen zu Hülfe, läßt an dem ganzen Prozeßorganismus kein gutes Haar, er zitirt das deutsche Nationalgefühl gegen England und ruft das Preußenthum gegen die Stadt Frankfurt in die Schranken, ja er beklagt sich sogar höchst bitterlich darüber, daß alle seine schriftlichen und mündlichen Aufforderungen an den damaligen preußischen Bundesgesandten, den Freiherrn von Bülow, und an den Minister-Residenten von Sydow, „ihm gegen das gewaltthätige, willkürliche Verfahren der Frankfurter Gerichtsbehörde den nöthigen Schutz zu ertheilen, unberücksichtigt geblieben seien. Weiß denn Herr von Fabeck nicht, daß ein solches unbefugtes Eingreifen in die Rechtspflege (insofern es überhaupt nur möglich wäre) die „gewaltthätigste, willkürlichste" Kabinetsjustiz sein würde, und daß die von ihm genannten Männer nur ihre ersten Pflichten erfüllt haben, wenn sie seine durchaus unpassenden „Aufforderungen" unberücksichtigt ließen?

Der Verfasser des „ausgeübten Kinderraubs" mengt überhaupt zwei Sachen durcheinander, die zunächst nicht im Geringsten was miteinander zu thun haben, nämlich die Prozeßverhandlungen und das Entlaufen seiner Frau. Was jene angeht, so ist ihm durch das Dekret des Lübecker Oberappellationsgerichtes Das zu Theil geworden, was er selbst für das Rechte ansah, — ein Glück, daß nicht Jedem, der einen Prozeß mit der Ueberzeugung, Recht zu haben, führt, zu Theil wird. Und was das Durchgehen seiner Frau anlangt, so ist das allerdings ein Unglück, aber ein Unglück, das in jeder Weise uns Alle, die wir mit dem davon Betroffenen in keiner Verbindung stehen, gar Nichts angeht, das einen bloßen Privat-Charakter trägt und mit jenem Prozesse gar Nichts zu thun hat. Herr von Fabeck kann mit dem Dekret des Oberappellationsgerichtes in Lübeck in der Tasche nach England reisen und seine Frau und Kinder eben so gut reklamiren, als wenn jener Prozeß nie stattgefunden hätte; die Verfügung des Frankfurter Stadtgerichtes ist ja aufgehoben, sie existirt nicht mehr. Warum reist er also nicht nach England? „Aus Mangel der nöthigen Mittel", antwortet er uns, „Nichts ist mir geblieben, als der tiefe Schmerz eines niedergebeugten, seiner Kinder beraubten Vaters."

Das ganze Unglück des Hrn. v. Fabeck reduzirt sich also darauf, daß er kein Geld hat. Dieses Unglück ist aber leider ein so verbreitetes, so manche schöne Handlung muß wegen dieses fatalen Mißstandes unterbleiben, so manches löbliche, vollkommen gerechtfertigte Vorhaben deswegen aufgegeben werden, daß, wenn Alle, die hierunter zu leiden haben, Broschüren von 200—300 Seiten schreiben wollten, selbst alle Maschinenpapierfabrikation die Bedürfnisse nicht befriedigen könnte, und der Leipziger Meßkatalog, der ohnehin umfangreich genug ist, zu dem Zwanzigfachen seines seitherigen Volumens anschwellen würde.

Herr von Fabeck hat kein Geld, und um deßwillen muß das ganze Preußenthum, aufgerufen von einem „preußischen Unterthan", in Schlachtordnung gegen die freie Stadt Frankfurt aufmarschiren; um deßwillen muß das deutsche Nationalgefühl seine Locken schütteln und die Eichenkeule drohend gegen England schwingen, gegen jene verruchte Kreideinsel, welche entlaufene Eheweiber sammt ihren Kindern aufnimmt, gegen jenes egoistische Eiland, auf welches man auf keine andere Weise gelangen kann, als mit Geld; um deswillen muß unser Prozeßverfahren vom Fundament aus reformt werden, muß Oeffentlichkeit und Mündlichkeit herrschen und wer weiß was sonst noch. Glaubt denn wirklich Herr von Fabeck, wenn wir endlich die so heißersehnte und mit vollem Rechte gepriesene Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Prozeßverfahrens errungen hätten, daß dann nicht Alles eben so hätte geschehen können, wie es jetzt geschehen ist?

Glaubt er, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gebe absolute Garantieen dafür, daß nicht auch zuweilen Entscheidungen gefällt werden, die mehr aus sentimentaler, weichherziger Billigkeit, als aus genauem und kaltem Rechtsverständniß herfließen, oder gar Garantieen dafür, daß den Ehemännern ihre Weiber sammt den Kindern davonlaufen, und daß es Geld kostet, wieder in den Besitz derselben zu gelangen?

Ohne zunächst hierbei den Herrn v. Fabeck im Auge zu haben, und ohne ihm bei Abfassung seiner Schrift unedle, gewinnsüchtige Motive unterlegen zu wollen — denn dazu geht uns zu sehr die Kenntniß seiner Persönlichkeit und seiner sonstigen Verhältnisse ab —, müssen wir doch hier gestehen, daß gegenwärtig mit dem Nationalgefühl und mit einigen anderen Stichwörtern des Fortschrittes nach gewissen Seiten hin ein sehr widerwärtiger Mißbrauch, oder, um einen sehr derben, aber sehr bezeichnenden Ausdruck unserer Musensöhne zu gebrauchen, „Schinduder" getrieben wird. Jede gemeine Leidenschaft, jede kleinliche Spekulation, versteckt sich hinter den erhabenen Kaiserpurpur der deutschen Nationalität oder läßt das Fähnlein irgend einer liberalen Tendenz vor sich herflattern. Und gar Viele halten das Aushängeschild für den wahren Propheten und schenken ihm den unbedingtesten Glauben, und der Kluge lacht über sie, indem er das Geld in die Tasche streicht oder seine Leidenschaften befriedigt fühlt.

Wir können die großen Tendenzen, welche unsere Gegenwart beleben, nicht mit den Hirngespinnsten des sinnreichen Junkers von der Mancha vergleichen wollen; aber oft ist uns über solchen Mißbräuchen der gute, tapfere, überzeugungstreue Don Quixote eingefallen. Unermüdlich jagt er auf seiner magern Rozinante den geliebten Idealen nach, nicht achtend den Hunger und Durst, Täuschungen, Prügel und sonstige mißliebige Erlebnisse. Aber hinter ihm drein trottet auf seinem Esel der wohlgenährte Sancho Pansa, der nur daran denkt, wie er seines abenteuerlichen Herren Irrfahrten am besten benutze, um etwas Gutes zu Essen und zu Trinken zu bekommen und möglichst bald zu der verheißenen „Statthalterschaft der Insel" zu gelangen. Sancho Pansa war so gut ein Narr, wie Don Quixote, aber, wie der Volkswitz sich ausdrückt, „ein Narr in seinen Sack".

Um von dieser Abschweifung wieder auf den Prozeß des Herrn von Fabeck und die sich daran knüpfenden Ereignisse zurückzukommen, so hat sich bereits im April in Berlin ein Komité konstituirt, welches „im Vertrauen auf das Mitgefühl und die Thatkraft aller Menschenfreunde des deutschen Vaterlandes" an alle Familienväter, Menschenfreunde und deutschen Mitbrüder die „Bitte und Aufforderung richtet, die Sache dieses tief gekränkten Vaters zu einer gemeinsamen zu machen und durch Beisteuer ihn in den Stand zu setzen, die Wiedervereinigung mit seinen Kindern zu bewirken." Und sogar Karl Nauwerck nimmt sich in dem dritten Stück seiner „Berliner Blätter", dieser Bahre, auf welcher er sein Talent und seinen guten Namen zu Grabe trägt, dieser Subscription auf das Eifrigste an und schließt mit den Worten: „Der Herausgeber dieser Blätter empfiehlt gleichfalls nach bester Ueberzeugung den Gegenstand obiger Aufforderung (voraus geht nämlich ein Abdruck des Komitéaufrufs) und ist zur Annahme von Beiträgen bereit."

Wir können unsere Meinung über das Ausschreiben dieser allgemeinen öffentlichen Sammlung nicht besser ausdrücken, als mit den Worten von Wigand's Vierteljahrsschrift (1. Bd. S. 319):

„Gerechter Himmel! was muthet man uns Alles zu? Wofür sollen wir uns Alles interessiren, wofür pränumeriren, kollektiren, subskribiren? Da ist ein Bildhauer, der sonst Nichts zu thun hat, der kommt auf den Einfall, es wäre recht hübsch, wenn er seinen bis Dato unberühmten Namen für alle Zeiten verewigte durch einen ungeheuerlichen Kerl aus Erz, mit gespreizten Beinen, einem Hängebauch und einem in der Luft fechtenden Lerchenspieß, und diesen Kerl mit dem Hängebauch nennt er, des Effekts wegen, Hermann den Cherusker — siehe da, so ist es eine Nationalsache, für Hermann den Cherusker zu sammeln, und wer nicht seinen Dreier gibt zum Hermannsdenkmal des Herrn v. Launitz, ist kein guter, einiger Deutscher. Da ist ein Anderer, der hat die zwar sehr verbreitete, aber doch sehr ideale Gewohnheit, mehr Geld auszugeben, als er einnimmt, — gleich kratzt man ein längst vergessenes und obenein sehr zweideutiges Verdienst aus dem Staube und gibt dem Manne Geld, damit er es — auf's Neue durchbringen kann. Alles im Namen Deutschland und der deutschen Einigkeit. Da ist ein Dritter, der wird wegen Polizeiunfug aus der Stadt gewiesen, und sofort in allen Zeitungen figurirt er als politischer Verbannter, und zeigt nicht übel Lust, sein angebliches Märtyrerthum gleichfalls als Prämienschein in Kours zu setzen. Und nun gar hier Einer, dem seine Frau weggelaufen ist, und der deutsche Michel soll sie ihm wiederholen? Nein, meine Herren, dies heißt unserem Patriotismus, es heißt unserer Geduld zu viel zumuthen. Wer ist Herr von Fabeck für Deutschland? Was hat er gethan, welche Verdienste hat er sich erworben um unser Volk, daß unser Mitleid ihm zinsbar werden soll? Wir haben seinen Namen nicht gekannt bis auf diesen Augenblick, wo er uns in etwas skandalösem Zusammenhange genannt wird.

„Man verstehe uns recht! Wir polemisiren nicht gegen Herrn von Fabeck, noch gegen seine Frau, noch gegen das Mitleid seiner persönlichen Freunde. Alle diese Dinge kennen wir zum Theil nicht und zum Theil kümmern sie uns nicht. Aber wir polemisiren gegen die Taktlosigkeit, ja Unverschämtheit des Berliner Komité's, das es wagt, für die armseligste Privatmisere an eine Begeisterung, ein Nationalinteresse zu appelliren, das allein den wichtigsten und werthvollsten Angelegenheiten aufbewahrt bleiben sollte! Das heißt Unzucht treiben mit dem deutschen Patriotismus, und gebt Acht, wenn Ihr ihn wirklich einmal braucht, dann werdet Ihr die Folgen spüren! Für Diejenigen übrigens, die sich etwa wundern möchten, daß überhaupt so viel Geschrei von dieser ganzen, höchst trivialen Begebenheit gemacht worden ist, wollen wir die Notiz beifügen, daß die Fabeck'sche Broschüre im Verlage des Herrn Egbert Bauer in Charlottenburg erschienen ist."

Zur Literatur und Unterhaltung.

*Die Straußenjagd.

Eine humoristische Fabel. *)

Der König der Vögel, der Adler, senkte sich einst, von großen Tagesfahrten ermüdet, ganz gegen seine Gewohnheit, statt auf einen hohen Felsen, in ein tiefes Thal herab, um unter seligen Träumen neue Kräfte für den folgenden Tag zu sammeln; aber kaum hatte er seine Augenlieder geschlossen, da fühlte er sich gehalten und ergriffen; es war eine Partie Strauße, denen aus finsterm Dickicht die Stelle nicht entgangen war, wo der König sich niedergelassen hatte; schon längst waren sie es müde gewesen, einer Herrschaft unterworfen zu sein, und da sie mit ihren kurzen Flügeln sich nicht über die Erde zu erheben vermochten, so hatten sie von je her an seinen Riesenschwingen, die es ihm vergönnten, in majestätischen Kreisen den Aether zu durchsegeln, und das Treiben in seinem Reiche zu überschauen, ein tiefes Aergerniß genommen; sie sprachen zu ihm mit verstellter Demuth und Freundlichkeit: Herr König, in jenen grausen Höhen, da ist es nicht geheuer, du wagst dein kostbares Leben zu sehr, uns liegt dein Wohl und die Erhaltung deines Lebens am Herzen, wir können es nicht zugeben, daß du dich solchen Gefahren preis gibst, es könnte dir dort oben etwas zustoßen, was deinen Flug lähmte, du fielest herab aus der grausigten Höhe, und um dein kostbares Leben wäre es dann mit einem Male geschehen, auch können wir, die dir in Würde zunächst stehen, dir dort oben nicht folgen, um mit dir das Wohl deines Reiches zu berathen. Die Augen des Adlers strahlten wie Blitze bei dieser Rede, aber sie ließen ihm nicht Zeit, zu Worte zu kommen, und da er festgehalten, der Freiheit der Bewegung beraubt war, so mußte er nothwendig der Mehrheit unterliegen; sie zogen ihm die Schwungfedern aus den Fittichen und zierten sein Haupt mit abständigen Resten aus ihren Sterzen, als Zeichen seines erhabenen Ursprunges. Von da ab schlich der König der Vögel, seiner ihm von Gott verliehenen Majestät beraubt, mit unendlichem Grame über die Erde, wie der männliche Pfau, der im Spätherbste die Pracht seines Schweifes entbehrt, mit dem Unterschiede jedoch, daß der König der Vögel sich seiner erhabenen Bestimmung bewußt blieb, ohne sie erfüllen zu können, denn sein Reich konnte er nicht mehr übersehen, und so kam es daß er, auf falsche Berichte der Strauße, Diejenigen, denen sie übel wollten, verurtheilte, dagegen Diejenigen, die mit ihnen hielten, mochten es auch die größten Verbrecher sein, frei sprach. Einige bethörte Vögel, wie der Gimpel, glaubten, daß der Adler selbständig regierte, sie murrten über sein Regiment; da sie aber zu hoch flogen, als daß die Strauße sie hätten erreichen können, so nahmen sie den Habicht und Falke in Lohn; diese mußten sich über sie erheben, und sie als Majestätsverbrecher niederstoßen, auch durfte kein Vogel mehr ohne Erlaubniß singen, denn das böse Gewissen der Strauße jagte ihnen die Furcht ein, ihr Verbrechen möchte an das Licht kommen, und so war denn die ganze lebende Natur in tief brütendem besorglichen Schweigen erstorben.

Ein treuer Kranich, dem der Jammer seines Königes und des ganzen Geschlechtes tief zu Herzen ging, dachte lange und rastlos nach, wie dem Ganzen geholfen werden könnte; da brachte ihm eine Fee, die von seiner Treue gerührt worden war, ein dicht verschlossenes Gefäß, mit der Bedeutung, daß, wenn er mit dem Inhalte desselben die Fittige seines Königs bestriche, innerhalb zwölf Stunden die Kiele derselben wieder hergestellt sein würden. Der Kranich, der Anstand nahm, an ein solches Wunder zu glauben, riß sich, um die Probe zu machen, eine seiner Schwungfedern aus, bestrich die Stelle mit dem Arkanum, und siehe innerhalb zwölf Stunden war der Kiel vollständig hergestellt, sein Herz erglühte vor Freude in dem seligen Bewußtsein, daß er nun seinen König aus der kümmerlichen Lage zu erretten, und dem so schwer gedrückten Volke zu helfen vermöchte. Als ihm daher einstens der Auftrag wurde, den König zu bewachen, konnte er keinen Augenblick mehr zweifeln, daß das große Werk der allgemeinen Befreiung ihm gelingen würde; zwar war ihm wie allen andern Vögeln auf das Strengste untersagt, den König anzureden, aber dieses Verbot galt ihm Nichts; in stiller Einsamkeit näherte er sich seinem Herrscher und theilte ihm mit, welche Wundergabe ihm von der Fee geworden war; allein der so hart gehaltene König war mißtrauisch geworden, er ahnte Verrath, er glaubte den Kranich von den Straußen angewiesen, ihn auf die Probe zu stellen, ob ihm noch nach seinem früheren Zustande gelüste, daher wies er ihn stumm von sich. Der Kranich wurde traurig, als aber die Nacht hereingebrochen war, und der Adler, von tiefem Grame in seinem Innern zerschlagen, ermattet eingeschlafen war, da schlich er leise an ihn heran, und bestrich seine Flügel mit dem Wunderbalsam.

Als nun die Nacht vorüber war, und das freundliche Licht der Sonne die ganze lebende Schöpfung wieder erweckte, da erwachte auch der Adler; ihm war sonderbar zu Muthe, denn nachdem er sich von beiden Seiten betrachtet und wahrgenommen zu haben glaubte, daß seine Schwingen wieder ganz hergestellt waren, da wollte er seinen eigenen Augen nicht trauen, er glaubte zu träumen, wie er aber seine riesigen Flügel auseinander streckte, und er nun an der Wahrheit nicht mehr zweifeln konnte, da ergriff tiefe Rührung und heißes Dankgefühl seine königliche Brust, er weinte, und wie er nach alter Weise seine Flügel wieder zu schwingen begann, da trug es ihn wieder fort zu lichten Höhen.

Seine erste Verrichtung nach wieder erlangter Freiheit bestand darin, daß er seinem ganzen Volke den an ihm vollzogenen Hochverrath bekannt machte; jetzt erhob sich eine unendlich große Zahl von großen und kleinen Vögeln, und trugen, in dem heiligen Hochvertrauen ihr Recht zu finden, dem Adler ihre Klagen vor; sein edles Herz zog sich bei diesen Gräueln krampfhaft zusammen, er ließ die schuldigen Strauße und die schwer Mißhandelten vor sein Gericht laden; da aber die Strauße nicht erschienen, so wurden sie in contumatiam zum Tode verurtheilt, und alle Vögel ohne Unterschied ermächtigt, sie zu tödten, wo sie dieselben fänden. (Daher die Benennung vogelfrei.)

Nun wurde von allen Seiten ein Treibjagen gegen die Strauße angestellt; so weit der Himmel blau war, erschallte es Hetz, Hetz trara! daß es eine Freude war; die unbeholfenen Beester liefen was sie laufen konnten, wie aber endlich ihre Kräfte nachließen, da verbargen sie ihre Köpfe im Dickicht, und drückten die Augen fest zu, in dem Wahne, daß, wenn sie ihre Verfolger nicht sähen, diese auch sie nicht sehen könnten, so waren sie denn bald erreicht und ergriffen, und so wurde ihnen sehr schnell der Garaus gemacht.

Von nun an bestand wieder die strengste Gerechtigkeit in dem Reiche der Vögel, und so hört man den jetzt auch wieder frei und gefahrlos groß und klein in Hain und Wald ihre Loblieder auf den Höchsten trillern.

Haus Palmersheim, im September 1843.

von der Leyen.

*) Soviel uns bekannt, ist diese Fabel bereits früher im Feuilleton einer bedeutenden rheinischen Zeitung abgedruckt worden. Der Redaktion des deutschen Bürgerblattes wurde kürzlich von befreundeter Hand ein besonderer Abdruck davon mitgetheilt, und wird es uns der geehrte Herr Verfasser verzeihen, daß wir auch unsern Lesern diese Fabel mittheilen.

*Der Weihnachtsabend eines armen Souffleurs.

(Schluß.)

Nach Verlauf einer halben Stunde, die ich mit dem Glücklichen in traulichem Geplauder getödtet habe, befinde ich mich wieder bei unserer jugendlichen Liebhaberin. Ein großer, stattlicher Weihnachtsbaum steht bereits auf dem Tische. Der Requisiteur nebst Tochter sind eifrigst beschäftigt, schneeweiße Wachskerzen daran zu hängen und Aepfel und Nüsse zu vergolden. Demoiselle Hähnel aber holt eine rothsammtne Schleppe aus dem Schrank, ergreift ein Bettkissen, umwickelt es damit und bildet schnell eins von der Art, welche auf dem Theater oft mit Krone und Zepter belegt und bei irgend einer Königskrönung getragen werden. Ich frage sie neugierig nach dessen Bestimmung. Da schlägt sie mir ein Schnippchen und ruft mit drollig wichtiger Miene: „C'est mon plan, attendez la fin.“ Darauf führt sie mich schnell zum Tische, reicht mir ein ungeheures Stück Zucker und befiehlt mir, es zu einer gewaltigen Lilie auszuhöhlen, welche sie bestimmt habe, als die süßeste Frucht, den Gipfel des Baums zu schmücken. Eine Stunde fliegt blitzschnell vorüber, da sind wir mit unserer Arbeit fertig. Der Baum prangt herrlich mit seinen hundert Lichtern. Die Geschenke sind mit kleinen Zettelchen versehen, die sie ihrer Bestimmung zuführen werden. Das rothe Sammtkissen ruht auf dem Sopha. Da springt meine Verbündete auf und ruft ernst:

„Nun ist es aber Zeit, daß wir dort oben bescheeren, denn der Zeiger weis't bereits auf halb acht und um acht Uhr muß die Sache vor sich gehen. Allons, rekognosiren Sie das Terrain und bringen Sie mir genaue Nachricht.“

Ich befolge natürlich diesen Befehl und eile rasch zu unsern Freunden. Ich finde alle in der Stube versammelt; aber es scheint tiefe Bekümmerniß unter den Armen zu herrschen; denn der Alte sitzt stumm am Tische und fängt Grillen. Die Mutter steht am Bette der jungen Wöchnerin, wie ich bemerke; denn die Kammerthür ist offen, damit die wohlthätige Wärme des Ofens auch Adelgunde erzielt. Die Kleinen sitzen betrübt in einem Winkel, während Rosette das Eis der Fenster durch den Hauch ihres Mundes herunter zu thauen sucht und neugierig nach den Fenstern eines gegenüberstehenden Hauses blickt, in welchem so eben bescheert wird. In der Ofenröhre singt der siedende Kaffeekessel ein melancholisches Lied, das ganz zu der Stimmung der Familie paßt. Der Alte hat mir mit einem trübseligen Gesicht die Hand gereicht und führt mich dann zu der Tochter, die bleich, wie eine Lilie in dem ärmlichen Bette ruht. Ein kleines Stümpfchen Licht beleuchtet ihre schönen, aber erschöpften Züge. Neben ihr liegt wohl eingebündelt ein kleiner Engel, auf dem ihr schönes Auge mit zärtlicher Mutterliebe weilt. Sie reicht mir freundlich die weiße Hand, worauf ich ihr mit den sanftesten Worten Glück wünsche. Auf ihre Bitte muß ich mich zu ihr auf's Bette setzen und sie beginnt nach einer Pause.

„Lieber Herr Wermuth, Sie kennen ja meinen Freund Bellmann. Glauben Sie, daß er, treulos, nie wiederkehren werde? Ach, ich kann es nicht glauben, denn er war immer so gut, und ich habe ihm mit ganzer Seele vertraut.“

Sie neigt das Haupt auf die Brust und beginnt sanft zu weinen. Ich finde in diesen Worten die beste Einleitung zu der großen Freude, welche die Arme heut noch erwartet und erwiedere:

„Gewiß nicht, meine Liebe. Ich hielt Bellmann immer für einen der bravsten Menschen, wie das Theater sie nicht allzuviel aufzuweisen hat — ich fühle in diesem Augenblick einen sanften Druck ihrer Hand, die noch in der meinigen liegt — und nur ein unglückliches Geschick mag ihn lange Zeit abgehalten haben, Etwas von sich hören zu lassen. Aber fest überzeugt bin ich, daß er Sie liebt und die Mutter seines Kindes nie verlässen wird. Ja ich habe diese Ueberzeugung sogar in der Tasche.“

Adelgunde sieht mich mit großen Augen an, ich aber fahre fort:

„Wenn Sie sich stark genug fühlten, ei[n]
zu ertragen, das Ihnen unerwartet [e]

nicht die zu große Freude in Ihrem leidenden Zustande" — —

„Um Gotteswillen, theuerster Herr Wermuth! reden Sie, haben Sie Nachricht, vielleicht sogar einen Brief von Bellmann? lebt er noch, liebt er mich noch? O gewiß er kann ja nicht anders. Geben Sie mir Licht! Ich beschwöre Sie! Es wird mich kräftiger und glücklich und zufrieden machen!"

Adelgunde hat meine beiden Hände gefaßt. Ich aber suche mit Gewalt die Nachricht, daß Bellmann sich hier befindet, die mir schon auf der Zunge schwebt, herunter zu schlucken. Endlich sage ich, in dem die Mutter besorgt die Kissen zurecht schiebt:

„Liebes Mädchen, der Himmel hat Ihnen am heutigen Tage, wo er Sie so schwer prüfte, noch ein hohes Glück aufgespaart. Suchen Sie sich zu stählen und vorzubereiten auf Alles, was da kommen wird. Ich gehe jetzt, Ihnen eine der größten Freuden zu bereiten, welche je Ihrem jungen Leben zu Theil wurde. Nehmen Sie Ihre Phantasie zu Hülfe und erdenken und malen Sie sich Alles, was Sie erwarten möchten. Ob ich Ihnen zu viel versprochen, wird die nächste Stunde lehren."

Ich drücke ihr die Hand und lasse Sie mit der Mutter und allen Hoffnungen, die ich in ihrem Herzen erregt, allein. In der Stube ziehe ich Flüsterfliege auf die Seite und flüstere ihm zu:

„Alter Freund! ich muß noch einmal fortgehen, um ein Versprechen zu erfüllen, das ich vor wenig Stunden einem Freunde gegeben habe. In einer halben Stunde kehre ich wieder zurück. Nehmen Sie von mir die Versicherung — Sie wissen, daß ich mir nie einen schlechten Witz erlaube — es steht Ihnen noch ein glücklicher Abend bevor. Mehr kann und darf ich Ihnen für den Augenblick nicht sagen."

Der Alte will neugierig fragen. Ich aber drücke ihm den Finger auf den Mund, verlasse ihn, benachrichtige im Hinuntergehen Demoiselle Hähnel, daß Alles vorbereitet sei und laufe dann Bellmann zu holen.

Bald sind wir zurück. Bellmann hat sich in seinen großen Mantel gehüllt und den Kragen hoch hinaufgezogen, auf daß ihn Niemand vor der Zeit erkennen möge. Flüsterfliege's Kontrakt trägt er in der Tasche. Auf den Zehen schleichen wir die Treppe hinauf zu Rosa Hähnel, die uns bereits mit Ungeduld erwartet. Nach den ersten Begrüßungen des Wiedersehens zwischen Beiden erhalte ich den Auftrag voran zu gehen und sämmtliche Familienmitglieder des Souffleurs in die Kammer zu treiben und um Alles in der Welt nicht ohne Rosa's Befehl heraus zu lassen. Ich erfülle diesen Auftrag auch pünktlich. Ohne ein Wort zu sagen, nehme ich Flüsterfliege's Kinder an die Hand und bringe sie an Ort und Stelle. Die Mutter fragt, doch ich antworte nicht, sondern führe sie zu der Tochter. Der neugierige Alte und Rosette sind die Letzten. Wie ich Alle versammelt, ziehe ich die Kammerthür an, verschließe sie von außen, ziehe den Schlüssel ab, und eile zurück. Auf der Treppe begegnet mir schon Bellmann, der mit großer Anstrengung den Tannenbaum trägt. Der Requisiteur und seine Tochter tragen die Geschenke, die sogleich von uns auf dem ziemlich großen Tische geordnet werden. Es dauert kaum drei Minuten, da ist das Werk vollendet. Der Tannenbaum steht in der Mitte des Tisches und funkelt gar stattlich, ein herrlicher Freudenverkündiger, und um ihn her liegen die Geschenke, wohl geordnet und bezeichnet, und erwarten ihre Bestimmung. Bellmann aber, die große lebendige Christbescheerung muß draußen auf der Flur verweilen, bis ihm das Zeichen zu Theil wird, dem Glücke der Familie durch sein Erscheinen die Krone aufzusetzen. Jetzt stellen wir uns in Positur, wie zwei Potzdam'sche Garden, zu jeder Seite der Thür. Der Requisiteur muß indessen das Zimmer verlassen, denn solche Szenen müssen vor gemeinen Seelen verborgen bleiben. Rosa Hähnel, die wie ein Kind vor Freude zittert, klingelt, wie ein Regisseur, zum Aufziehen des Vorhanges. Rasch drehe ich den Schlüssel um. Die Thür fliegt schnell auf und der blendende Kerzenglanz des geschmückten Baumes fällt auf die staunende Familiengruppe, und ein lautes freudiges „Ach!" tönt von jeder Lippe. Zuerst lassen wir die Kleinen heraus, die mit funkelnden Augen und lautem Gejauchze um den Baum herum tanzen und dann zu ihren Geschenken geführt werden. Hierauf folgt Rosettchen, der Schillers sämmtliche Werke in einer Prachtausgabe, nebst einem niedlichen Boa und einer Muffe zu Theil werden. Dann Madame Flüsterfliege, welche, eine ächte Mutter, vor Freude ob dem Glücke ihrer Kinder, weinend die Hände faltet. Sie sieht nach wenig Augenblicken die prächtige Tüllhaube und einen kleinen Teller vor sich, der mit zehn blanken Dukaten belegt ist. Nur für den armen Flüsterfliege, der sich fast wie närrisch gebehrdet, sich an der Nase zupft, in die Ohren zwickt und auf die Hühneraugen tritt, um zu erfahren, ob er wache oder träume, ist kein Geschenk da. Sollte der gute Alte ganz vergessen sein? Aber nein, unsere Liebhaberin führt ihn zu dem Prachtbaume und lenkt sein Auge auf die hoch erhabene Zuckerlilie, woraus ein dickleibiger Brief vom feinsten Postpapier stolz herniederblickt. Dieser Brief wird ihm zu Theil. Er erbricht ihn mit zitternden Händen. Während dessen springt die Bescheererin in die Kammer zu der staunenden Adelgunde, deren Augen vor Freude und Verwunderung leuchten und die sich eben die Aufklärung des Räthsels erbitten will. Da neigt sich der Mund der Freundin zu ihrem Ohr und flüstert einen theuern Namen hinein, und die Wöchnerin sinkt mit freudigem Schreck in Rosa's Arme, die mir geschwind zu klingeln befiehlt. Und herein tritt, im glänzenden, schwarzen Festanzuge — Otto Bellmann und stürzt rasch an's Bette der Geliebten. Hier sinkt er auf die Kniee und begräbt sein Haupt in ihren Schooß und weint laut unter Umarmungen, Küssen und Thränen. Und die erst fast erstarrte Mutter beginnt zu schluchzen, und der Alte tritt zu seinen Kindern und legt die rechte Hand segnend auf ihre Häupter, während die Linke den Kontrakt hoch hält. Rosette hüpft auf einem Bein, wie rasend im Zimmer herum und jubelt laut. Rosa Hähnel aber wirft sich in meine Arme und küßt vor Freude mich, dem das ganze Zimmer mit seiner Wonnegruppe zu entschwinden scheint.

Nun beginnen die Ausbrüche des höchsten Entzückens, die süßen Fragen der Liebe, die Danksagungen des Alten, dem Alles noch wie im Traum vorkommt, der Mutter Segenswünsche, das Geschnatter der Kinder und von dem bunten Gewirre verstehe ich ungefähr Folgendes:

„Meine Adelgunde, mein süßes Leben! so viel hast Du um mich geweint?"

„Ach, ich habe Dich ja todt geglaubt, aber niemals treulos."

„Karoline, fünfhundert Thaler, sage fünfhundert Thaler p. C. und dreijährigen Kontrakt! Hättest Du das je in Buxtehude gedacht, daß wir uns noch einmal so hoch erhöben?"

„Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elisium," deklamirt Rosette.

„Hurrah! Säbel und Flinte! Piff! Paff! Puff!" jauchzen die Knaben.

„Mir den Hußkracker, Hußkracker mein ist!" schreit der jüngste Cherub.

„Eia, popeia!" singt das jüngste Kind zu seiner Puppe.

Und dadurch klingen laut die Küsse des Wiedersehens.

Wie der Tumult sich nur etwas gelegt, hör' ich Bellmann fragen:

„Also krank warst Du, meine Seele? Was hat Dir denn gefehlt?"

„Wie mein Geliebter, Du weißt noch nicht?" antwortet Adelgunde stammelnd. „Ach!" — und verschämt legt sie das Haupt an seine treue Brust.

Da springt auf einmal Rosa Hähnel zwischen die Liebenden und ruft:

„Halt! nun ist es vorläufig genug mit Eurem Gekose! Es wird einem ohnehin ja ganz wunderlich dabei. Jetzt wollen wir dem jungen Herrn auch Etwas zu Weihnachten bescheeren." Und damit zieht sie den Sträubenden aus der Kammer in die Stube, führt ihn an den Tisch, worauf das umfangreiche Sammetkissen liegt, über welches ein weißer, mit Flittern gestickter Gageschleier gedeckt ist, und spricht pathetisch:

„Nimm hin, Du loses Männelein,
Zum Festgeschenk Dein Knäbelein!"

Ihre niedlichen Finger ziehen rasch die leichte Decke hinweg. Vom heiligen Kerzenglanz bestrahlt, ruht der liebliche Neugeborene auf dem Königskissen, und sein sanft geröthetes Gesicht scheint dem Vater lächelnd entgegen zu blicken. Bellmann steht wie eine Bildsäule da, vor Freude starr, dann umfängt er zitternd das Kind in seinen Armen, darauf sinkt er unwillkührlich auf die Kniee und von seinen Lippen klingt ein lautes:

„Vater im Himmel, ich danke Dir!"

Nun wankt er mit dem Kinde zu der Mutter Bette hin und Beide ersticken es fast mit ihren Liebkosungen.

Jetzt folgt eine Szene der Aufklärung und der höchsten Freude, die sich nicht beschreiben läßt.

Bellmann erzählt in abgebrochenen Sätzen seiner Geliebten sein Glück und seine Versorgung. Während der Zeit sehe ich mich nach Flüsterfliege um — er ist verschwunden. Auch Rosa Hähnel muß zur Thür hinausgeschlüpft sein, denn ich bemerke sie nicht. Doch blieben Beide nur kurze Zeit entfernt. Letztere kehrt zuerst zurück mit zwei Kellnern des benachbarten Gasthofes, die einen Ueberfluß von Speisen und Bouteillen in großen Körben mit sich schleppen.

„Auch dem Magen muß man Etwas bieten, Herr Liborius, sonst wird er unangenehm!" spricht sie komisch im Berliner Dialekt, und beginnt mit der Mutter Hülfe, während ich den Kleinen Nüsse knacke, und die Liebenden in süßem Geplauder verharren, den zweiten Tisch zu decken. Bald ist derselbe mit einem reichen Festmahle besetzt.

„Und nun zu Tische! geschwind, geschwind, damit die liebe Gottesgabe nicht kalt wird. Allons! Bellmannchen, als der verloren gewesene, aber wiedergefundene Sohn oben an, dann folgt der erhabene Herr Schwiegervater Flüsterfliege — aber wo steckt denn der Gute?"

So spricht Rosa Hähnel und sieht sich in allen Ecken um, doch kein Flüsterfliege ist zu sehen. Aber horch, ich höre auf der Treppe eine Stimme, welche ruft: „Süße Frau Flüsterfliege! leuchte einmal, damit wir nicht den Hals am Weihnachtsabend lädiren." Wir eilen den Kommenden mit Licht entgegen. Es ist Flüsterfliege, der den armen Blutbein mit Frau und Kind hinter sich herzieht.

„Hier, Karoline, bringe ich Dir unsern alten Freund Blutbein aus Buxtehude. Aber Potz Tausend! welch ein köstliches Mahl! — Woher" —

„Mein Werk, mein wackerer Herr Flüsterfliege!" ruft Rosa. „Setzen wir uns."

„Blutbeinchen, das soll uns schmecken."

Des Armen Züge übersliegt bei dem Anblick der wohlbesetzten Tafel ein behagliches Lächeln. Er nimmt mit seiner Frau Platz, während der Souffleur mit seiner Ehehälfte in der Ecke des Zimmers debattirt:

„Karoline, die zehn Dukaten."

„Aber Mann."

„Ich will es, ich befehle es. Mache mir den Kopf nicht warm!"

„Die große Summe?"

„Sind wir nicht glücklich? Pfui schäme Dich, Karoline. Gieb das Geld, oder ich bereue, daß ich jemals zu Dir in Buxtehude" —

„Schon gut, schon gut! hier sind die Dukaten."

Flüsterfliege empfängt das Geld, küßt seine Alte,

und drückt die Dukaten sogleich seinem Freunde in die Hand, der vor Staunen fast sprachlos ist.

Nach einer Minute hat Alles Platz genommen, ausgenommen Bellmann, dessen Herz in Seligkeit schwelgt. Er vermag vor Liebe und Freude nicht zu essen. Wir Andern wollen eben beginnen, denn die glänzenden Karpfen winken zu verlockend. Da springt Flüsterfliege plötzlich von seinem Stuhle in die Höhe und faltet die Hände zum Gebet und wir Andern folgen unwillkührlich seinem Beispiele. Der alte Mann hat statt der Mütze die Haartour herabgezogen und sieht nun mit seinem kahlen Scheitel ordentlich ehrwürdig aus. Und er beginnt mit leiser, freudenvoller Stimme:

„Guter, großer Vater im Himmel, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte und kein Sperling vom Dache fällt, Du hast in meiner großen Noth, da ich fast verzweifeln wollte, gnädig auf mich herabgesehen und mir einen Weihnachtsabend bescheert, wie er wohl selten einem Deiner Kinder zu Theil wird. Heute Morgen noch war ich ein blutarmer Souffleur und jetzt bin ich auf einmal reich wie ein Krösus und ein glücklicher Großvater geworden; dazu umgeben von einer treuen, liebevollen Gattin, die Du mir einst in Buxtehude schenktest, von braven Kindern, die trotz ihrer Armuth nie gegen Dich murrten, und von redlichen Freunden, die ja so selten sind. Vater im Himmel! Dank, Dank für Deine unendliche Güte und Gnade. O bescheere doch allen meinen armen Kollegen im lieben deutschen Vaterlande, ja allen guten Menschen, einen solchen freudigen Weihnachtsabend. Amen! Amen! Und nun zu Tische!"

Freimund Volkmann.

Literatur-Bericht.

Die Letzten Hermesianer. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Hermann Joseph Stupp, Königlich Preußischem Justizrathe und Advokat-Anwalte beim Rheinischen Appellationsgerichtshofe zu Köln. Siegen 1844. Friedrichsche Verlagsbuchhandlung. 15 Sgr. = 54 Xr.

Es hat in der neuern Zeit wenige theologische Flugschriften gegeben, welche eine so große Nachfrage gefunden haben, als „die Letzten Hermesianer". Wenn die neuesten lebhaften Besprechungen der hermesischen Frage zu diesem schnellen Absatze mögen beigetragen haben, so müssen doch auch in der Schrift selbst Gründe liegen, welche diese Nachfrage erklären. Wir wollen die Leser des Bürgerblattes mit demselben genauer bekannt machen.

Die Herren Dr. Kloth und Oberpfarrer Nellessen sind die jüngsten offenen Gegner der Hermesianer. Die polemischen Artikel derselben hat Herr Justizrath Stupp benutzt, um die wahre Sachenlage in's Licht zu stellen. Es sind also nicht eigentlich die Artikel der Herren Kloth und Nellessen, welche hier widerlegt werden, sondern diese Artikel dienen der Stupp'schen Darstellung nur zur Folie. Man erkennt hieraus den geschickten Sachwalter. Durch eine einfache Darlegung würde es nicht so leicht geworden sein, die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln. Diese wird aber durch die gewandte Polemik rege gehalten. Nachdem Herr Stupp das Sachverhältniß, auf welchem die jüngsten Schritte des Erzbischofs Koadjutors gegen die Professoren Achterfeldt und Braun beruhen, mitgetheilt, geht er auf die historischen Einwendungen des Herrn Kloth ein und knüpft daran sehr interessante Bemerkungen über das hohe Ansehen, in welchem die Lehre von Hermes gestanden, und wie auch nach der römischen Verdammung die betreffenden Bischöfe ihr Urtheil über Hermes nicht änderten und seine Lehre zu schützen gesonnen waren. Bisher unbekannte Aktenstücke und Briefe bestätigen die Aussage des Herrn Stupp. Besonders merkwürdig ist in dieser Beziehung ein Schreiben des Dompropst Claessen aus Aachen. Hierauf wird das päpstliche Breve gegen Hermes deutsch und lateinisch mitgetheilt. Dieses ist um so dankenswerther, da dasselbe bis jetzt in der deutschen Uebersetzung nur mit Mühe zu erlangen war. Hierdurch allein ist einer Reihe von ferneren Mißdeutungen vorgebeugt. Herr Stupp erklärt dann das Breve und liefert den Beweis, daß Alles in dem Breve enthalten ist, was die Gegner mit großer Kühnheit bis jetzt geleugnet hatten, namentlich, daß Hermes nach gedachtem Breve ein schlechter Mensch gewesen sei. Vorher hatte er über den Charakter des Breve gehandelt und gezeigt, daß man Unrecht hatte, das Breve für ein dogmatisches Breve auszugeben, und daß dasselbe lediglich eine Sache der Disziplin sei. Es folgen weiter Abhandlungen über die Unfehlbarkeit des Papstes und über die Distinctio iuris et facti. In beiden Stücken findet man große theologische Gelehrsamkeit und eine so einfache allgemeinfaßliche Sprache, daß man schwerlich in der neuern Zeit etwas finden wird, was diese großen Vorzüge in sich vereinigte. Hierdurch aber erhält die Schrift auch ein allgemeines Interesse, indem die Streitfrage, welche durch den Duisburger Katechismus erhoben worden, welche überhaupt jetzt wieder zur theologischen Tagesfrage geworden, dadurch zur Erledigung kommt. Unter diejenigen Broschüren, welche man liest und dann bei Seite legt, gehört somit die Schrift des Herrn Stupp nicht; sie gehört zu denen, welche, wenn man sie gelesen, besitzen möchte, und dieser Umstand dient mit zur Erklärung des großen Absatzes, welchen dieselbe gefunden hat.

Zum Schlusse hat Herr Stupp eine sehr eindringliche Anrede an das neunzehnte Jahrhundert gehalten. Auf diese folgt eine Charakterschilderung von Hermes, welche wegen der Wärme, die darin herrscht, allgemein anspricht.

„Galilei, heißt es in den Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen," mußte vor 200 Jahren, gebeugt durch Kerker und Tortur, seine wissenschaftliche Ansicht von dem Himmels-System knieend vor dem Inquisitions-Tribunal in Rom abschwören. Dies erschreckte damals sogar Cartesius, einen Revolutionär im Gebiete der Philosophie, und ließ ihn seine Ueberzeugung von der Wahrheit der Lehre des Copernikus nicht öffentlich aussprechen und heute wird Rom selbst das Copernikanische System und seine Anhänger, d. h. die ganze gebildete Welt, für ketzerisch und irrig nicht erklären. Wie seltsam war das Schicksal des Aristoteles in dieser Hinsicht während des Mittelalters: Erst wurden seine Schriften, laut Beschluß der Provinzial-Synode in Paris, daselbst (1209) in Pausch und Bogen öffentlich verbrannt; — mehrere Jahre später untersagte Papst Innocenz III. der Pariser Universität den Gebrauch der Metaphysik, gestattete aber das Organon des Aristoteles; im Jahre 1231 sprach Papst Gregor IX. die Verwerfung aus über dessen Bücher der Physik. Noch aber war das 13. Jahrhundert nicht verflossen, so verfaßte ein Dominikaner, der heilige Thomas von Aquino, auf Befehl des Papstes Urban IV. die Uebersetzung mehrerer der Schriften des Stagiriten.*) Aristoteles blieb der Philosoph der Kirche, und als Luther den „blinden, todten Heiden" von den Lehrstühlen der deutschen Universitäten auf immer verwiesen haben wollte, schützte ihn lange noch das Ansehen der alten Kirche! In der Reihe dieser und ähnlicher, literarhistorisch denkwürdiger Thatsachen und Ereignisse, wird das Schicksal der Philosophie des Hermes in unsern Tagen einen eigenthümlichen Platz behaupten.

*) Launoy de varia Aristoteles fortuna in Academia Parisiensi.

Bekanntmachungen und Anzeigen.

Einladung zum Abonnement.

(382.) Mit dem ersten Juli 1844 beginnt das neue halbjährige Abonnement auf die „**Mannheimer Abendzeitung**" und ihre Beiblätter. Wir laden hierzu freundlichst mit dem Bemerken ein, daß des richtigen Bezugs wegen die Bestellungen bei den verehrlichen Postanstalten alsbald gemacht werden mögen.

Die politische Zeitung wird fortfahren, so weit es ihr Umfang und die beengenden deutschen Preßeinrichtungen gestatten, in allen Beziehungen die wahren Interessen des Volkes nachdrücklich anzuregen und zu vertreten, von allen wichtigern Tagesbegebenheiten genaue Kenntniß zu geben und Nichts unberührt zu lassen, was beachtenswerth nützlich oder nachtheilig im Staaten- und Volksleben hervortritt. Besondere Aufmerksamkeit widmet die Zeitung den Verhandlungen des badischen Landtages, über welchen sie ausführlichere Berichte liefert.

Die „**Rheinischen Blätter**", als unterhaltende Beilage, werden an guter Auswahl und Mannigfaltigkeit immer mehr zu gewinnen suchen, das „**badische Volksschulblatt**" aber, das schon bei seinem kurzen Bestande in so hohem Grade der achtungsvollen Theilnahme der Herren Lehrer und Geistlichen, wie der allgemeinen Anerkennung sich erfreut, wird fortwährend mit der Mannheimer Abendzeitung ausgegeben werden, und mit größern Kräften der würdigen Aufgabe eines wahren deutschen Volksschulblattes nachstreben.

Der Preis der Mannheimer Abendzeitung sammt „Rheinischen Blättern" und „Volksschulblatt" ist halbjährlich in Mannheim (und soweit sie durch Boten bezogen werden), zwei Gulden, und durch die Post bezogen im ganzen Großherzogthum Baden 2 fl. 48 kr., wozu auswärts ein verhältnißmäßiger Postaufschlag kommt (in ganz Preußen kosten sie fürs Halbjahr 4 Thlr. 24 Sgr.).

Man abonnirt bei den nächstgelegenen Postämtern, für Frankreich bei dem Oberpostamt Karlsruhe und bei Hrn. Alexandre in Straßburg. **Inserate**, wozu sich die Zeitung ihrer großen Verbreitung wegen besonders geeignet, werden mit drei Kreuzern für den Raum der dreispaltigen Petitzeile berechnet.

Die Redaktion der Mannheimer Abendzeitung.

Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich mit wenigen Worten zum Abonnement auf das mit dem 1. Juli beginnende neue Quartal, resp. Semester des

„Sprechers" (383.)

einzuladen. Unsere Zeitschrift, von Freunden und Feinden als eine der gediegensten anerkannt, gänzlich auf der Höhe der Zeit stehend, gewinnt täglich an Würdigung und Verbreitung; sie wird in der Folge rüstig auf dem betretenen Wege fortfahren. Die bisherigen Mitarbeiter bleiben ihr treu, neue sind gewonnen; die Korrespondenz steht nach wie vor Allen offen, die irgend ein politisches oder gesellschaftliches Leid zu klagen haben. Probenummern, die wir jederzeit zu senden bereit sind, werden besseres Zeugniß ablegen, als eine formelle Einladung. Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt bei den königl. Postämtern 1 Thlr. 5 Sgr. Zu Anzeigen empfehlen wir den „Sprecher", seiner großen Verbreitung wegen, den Behörden-, Lebens-, Renten- ꝛc. Gesellschaften zur geneigten Benutzung bestens. Die gespaltene Borgis-Zeile wird mit 1 Sgr. berechnet. Wesel, im Juni 1844.

Die Verlagshandlung von J. Bagel.

(384.)

Die

Elberfelder Zeitung

wird wie bisher erscheinen. Die Verleger werden keine Anstrengungen scheuen, um das Aeußere und Innere des Blattes immer mehr zu vervollkommnen und ihm einen würdigen Platz in der Tagespresse zu gewinnen. Günstige Umstände, auf deren Erfüllung sie mit Gewißheit hoffen, werden sie in den Stand setzen, in der Zukunft die Nachrichten noch bedeutend früher dem Publikum zu liefern, wie bis jetzt.

Auch dem der „Elberfelder Zeitung" beigegebenen „**Kreisblatte**" werden Redaktion und Verleger bemüht sein, das größte Interesse zu verschaffen.

Der Preis beider Blätter bleibt ungeändert. Insertionsgebühren die Zeile 1 Sgr.

(385.) Bei dem mit dem 1. Juli beginnenden zweiten Semester werden auf die

Frankfurter

Ober-Postamts-Zeitung

und das damit verbundene

Conversationsblatt

bei allen Postämtern Bestellungen angenommen. — Der Preis für beide Blätter ist vier Gulden halbjährlich.

Die Ober-Postamts-Zeitung wird fortfahren, sich in ihrer lange bewährten Tendenz die Geneigtheit des deutschen Publikums zu erhalten. Die Leistungen des Conversationsblattes auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur sind rühmlichst bekannt. Dasselbe wird noch vor Beginn des neuen Semesters den Roman:

„Der ewige Jude" von Eugène Sue

in gediegener Uebersetzung bringen. Damit der bisherigen Mannigfaltigkeit in dem Blatte durch die Mittheilung des genannten Romans kein Eintrag geschieht, wird das Conversationsblatt wöchentlich mehre male statt in halben, in ganzen Bogen erscheinen, ohne daß eine Erhöhung im Preise deshalb Statt findet. Abonnenten, welche erst mit dem neuen Semester in den Leserkreis der Ober-Postamts-Zeitung eintreten, erhalten, wenn die Uebersetzung des Sue'schen Romans, wie wahrscheinlich, schon am 28. Juni beginnen kann, bei rechtzeitiger Bestellung die Nummern des Conversationsblattes vom 29. und 30. Juni gratis nachgeliefert.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorräthig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wilh. Empting in Bochum und in der Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

Die Unterzeichneten empfehlen sich zu ferneren geneigten Bestellungen auf

Schiller's sämmtliche Werke,

Neue Ausgabe, in 10 Bänden gr. 8. auf feinem Velinpapier, geschmückt mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich.

Preis: 6 Thlr. 20 Sgr. = fl. 10. 48 kr.

Der erste Band dieser ausgezeichnet schönen Ausgabe ist so eben bei uns eingetroffen; vor Schluß des Jahres wird die ganze Ausgabe in den Händen der Subskribenten sein.

Friedrich'sche Buchhandlung in Wiesbaden.
Wilh. Empting's Buchhandlung in Bochum.
(386.) **Wilh. Friedrich's Buchhandlung** in Siegen.

(387.)

Die Sämmtlichen Werke
von Joseph Freiherr von Auffenberg

Erste, von der Hand des Verfassers revidirte Gesammtausgabe in Schiller-Format, werden in 3 Sectionen ausgegeben.

I. Sect. 1—7. Bd., II. Sect. 8—15. Bd., III. Sect. 16—21. Bd. Aus jeder Section sind bisher abwechselnd zwei Bände erschienen.

Erschienen sind und bereits früher versandt:

1. B. **Pizarro. — Die Spartaner. — Der schwarze Fritz.**
2. B. **Die Bartholomäusnacht. — Die Flibustier.**
3. B. **Ludwig der Eilfte in Peronne. — Das böse Haus. — Der Löwe von Kurdistan.**
9. B. **Alhambra,** dramatisches Epos in 3 Theilen. 1. Th.: **Baabdil in Kardova. — Abenhamet und Alfaïma.**
16. B. **Berthold der Jähringer. — Die Raketen des Teufels,** Lustspiel.

So eben sind ferner in den Buchhandel und durch denselben an die zahlreichen Subscribenten versandt worden:

17. B. **Die Hexe von Pultawa,** lyrisches Drama in 4 Aufzügen. — **Das Nordlicht von Karlsruhe,** Novelle. — **Cäsar Morbel's Testament. — Denkschrift d. Holofernus Spontenknabel.**
21. B. **Skanderbeg,** heroisches Schausp. in 5 Aufzügen

In vierzehn Tagen wird versandt:

19. B. **Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Kordova.** 2 Theile in einem Bande. (Ein äußerst interessantes Werk!)

Der Subscriptionspreis des Bandes von circa 350—400 Seiten ist bekanntlich 10 Ggr. = 12½ Sgr. = 45 Xr. rhein. = 40 Xr. Conv.-Mze. mit Verbindlichkeit auf das ganze Werk.

Bände, welche einzeln abgegeben werden können, wie z. B. **Skanderbeg,** kosten Rthlr. 1. = Fl. 1. 48 Xr. rhein. = Fl. 1. 30 Xr. Conv.-Mze. — Die Verlagshandlung hat nunmehr die Druckeinrichtung getroffen, daß bis zum Schlusse des Jahres 1844 das ganze Werk vollendet sein wird. Alle 14 Tage erscheint von jetzt an ein Band. Die III. Section, Bd. 16—21, wird, da sie die neuen, früher noch nicht erschienenen Werke des Dichters enthält, zuerst vollendet werden; demnächst erscheinen aus der I. Sect. Bd. 3—7, und aus der II. Sect. Bd. 10—15, als Schluß.

Die bis jetzt erschienenen oben bemerkten acht Bände sind zum Subscriptionspreise in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der benachbarten Länder zu Rthlr. 3⅓ = Fl. 6 rhein. = Fl. 5. 20 Xr. Conv.-Mze. zu erhalten.

Die Gediegenheit und der ausgezeichnete Werth der Auffenberg'schen Schriften, die Vortrefflichkeit der Gesammtausgabe, deren typographisch-schöne Ausstattung und Billigkeit sind durch viele vorzügliche Kritiken und ebenso durch die warme Theilnahme des großen Publikums anerkannt worden. Auffenberg's Werke können der Bibliothek eines jeden Gebildeten nur zur Zierde gereichen. — Diejenigen, welche des Dichters Werke noch nicht kennen, können sich leicht durch Einsichtnahme derselben bei jeder Buchhandlung von unserer Behauptung überzeugen.

Siegen, 15. Juni 1844.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung.

Drei starke Auflagen in drei Wochen!

Die (388.)

Letzten Hermesianer

von

Stupp ꝛc.

Die dritte vermehrte Auflage, 152 Seiten in 8. geh. 15 Sgr. = 54 Xr.

ist so eben fertig geworden und es sind in allen rheinischen ꝛc. Buchhandlungen wieder Exemplare vorräthig. Siegen, 18. Juni 1844.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung.

(289.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchh. ist erschienen:

Nikaschaton.

Die Kunst der Chinesen oder Orientalen, in dreißig Stunden malen zu lernen.

Von **P. E. Bacharach.**

Mit sieben Tafeln Abbildungen. Quer-Quart. Geheftet Preis 1 Rthlr.

(390.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung sind erschienen:

Poetische Klänge

aus dem Lehrerleben.

Herausgegeben

von E. Langenberg und M. Uvermann.

Geheftet. 17½ Sgr. = fl. 1. 3 kr.

(391.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist so eben erschienen und wird sofort in den Buchhandel versandt werden:

Krieg und Frieden.

Oder

Der Hermesianismus und seine Gegner.

Sechs Sendschreiben an Herrn Rath und Notar Deycks zu Opladen.

Von

Peter Paul Frank.

Nebst einer klassischen Abhandlung über die Verleumdung.

Abgedruckt aus dem Deutschen Bürgerblatte.

84 Seiten. Preis 10 Sgr. oder 36 Kreuzer.

Diese Schrift gibt nicht blos über die Hermesische Frage in ..... wichtige Aufschlüsse, sondern sie verbreitet sich auch über die Angeberei unter den Geistlichen, über Verleumdung, über Absetzbarkeit der Landpfarrer und liefert den Beweis, daß es am Rheine keine Oberpfarrer gibt.

Interessante Badeschrift!

(292.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kreuznach.

Erinnerungen eines Kurgastes

an die

Mineralquellen und Bäder Kreuznach's, dessen Denk- und Merkwürdigkeiten, Lustorte, schönste Partien und Flora; nebst Lokalnotizen für Kurfremde.

Von

Eduard Schneegans,

Verfasser der Chronik Kreuznach's und seiner Umgebungen.

Mit einer Ansicht Kreuznach's.

8. 120 Seiten auf Velin-Maschinenpapier, in Umschlag geheftet 15 Sgr. = 54 kr.

Allen, welche die berühmten Bäder in Kreuznach gebrauchen wollen oder gebrauchen, ist diese Schrift auch in medizinischer Hinsicht zu empfehlen. Außerdem wird sie allen Kurfremden in Kreuznach sowohl eine höchst angenehme Unterhaltungs-Lektüre gewähren, als auch in jeder Beziehung ein zuverlässiger Rathgeber sein. Der Verfasser dieser interessanten Badeschrift ist ein geborner Kreuznacher. Die Ausstattung des Buches ist höchst elegant und der Preis sehr billig.

(393.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedrich Rückert
als Lyriker.

Von J. E. Braun.

Supplement zu Friedrich Rückert's Gedichten. 8°. 160 Seiten auf schönem starkem Velinpapier. Geheftet 20 Sgr. — fl. 1. 12 kr.

Obiges Werkchen kann als äußerst interessant allen Besitzern der Rückert'schen Gedichte empfohlen werden. Format, Druck und Papier stimmen genau mit der Sauerländer'schen Ausgabe überein.

Konzessionirtes Westphälisches Theater in Siegen.

(394.)

Mittwoch, den 26. Juni: **Vicomte von Létorières oder: Die Kunst zu gefallen.** Lustspiel in 3 Akten.

Donnerstag, den 27. Juni: **Der Wildschütz.** Oper in 3 Akten von Lortzing.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen. — Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Friedrich.